

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schützing, Hermine C.: Das Kreuz

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Bürgermeister, „es tut mir leid, aber ich muß dir mein Kapital künden. Muß das Luisle aussteuern, die Scheune und die Ställe ausbessern lassen, und das kostet bekanntlich Geld. Tut mir wirklich leid, aber bis in vier Wochen muß ich mein Geld haben. B'hit Gott, leb wohl z'Mittag!“ sagte er beim Abschied.

„Und schau, Bürgermeister“, sagte der Bergbauer, „ich muß dich dringend um Rückgabe meines Kapitals bitten. Der Große, der Kavari, steht in Karlsruhe bei den Grenadieren, hat sogar schon die Knöpf bekommen, braucht aber Geld wie ein Baron und zwar zur Wahrung seines Ansehens als O'freiter sowohl, wie als Hofbauernsohn. Was willst machen? Man muß ihm es eben schicken. Des Bergbauern Sohn soll in Karlsruhe nicht wie ein Bettelbub dastehen. Selbst die Offiziere sollen merken, was es mit dem Bergbauern in Waldheim für eine Verwandtnis hat. — Nebendem aber will ich dies Jahr, wo der Wein am Kaiserstuhl so billig und süßig ist, ein paar Ohm in den Keller legen, denn man kann nicht wissen, wie er die nächsten Jahre gedeiht. Also sei so gut, Bürgermeister, und besorg mir bis zum Herbst mein Geld. Einem Mann meines Schlages kann es nicht schwer fallen, anderswo Geld zu bekommen. Adieu, einen schönen Gruß auch an deine Bäuerin!“

Das waren schwere Schläge, denn der Bürgermeister mußte nur zu gut, daß er anderswo nicht so leicht Geld erhalten würde. Hatte ihm doch der Lobelbauer, der seine 30000 Mark am Zins hatte, nicht einmal 500 Mark leihen wollen, weil, wie er sagte, der Bläsihof täglich minderwertiger werde und ohnedies schon überschuldet sei.

Nach langem Suchen und Fahnden erhielt er endlich das nötige Geld vom Gekjöraki, aber zu Zinsen und Bedingungen, die übers Bohnensied gingen, wie man zu sagen pflegt.

Kurz, der Bürgermeister, der die Gemeinde so trefflich zu regieren und verwalten verstand, hatte über seinem Amt und der damit verbundenen „Ehre“ seinen Hof, sein Geschäft und seine Familie vergessen und vernachlässigt, und war aus einem tüchtigen Bauern ein zweifelhafter Herr geworden. Weil solche aber auf dem Lande nicht sonderlich viel gelten, wurde der Bläsibauer nach Ablauf seiner Dienstzeit nicht wieder gewählt; denn ein Bürgermeister, meinten die Bauern, müsse vor allen Dingen in Geldsachen auf guten Beinen stehen, sonst sei man vor Vertretungen am Gemeindefaßel nie gesichert.

Und daß sie nicht zu düster gesehen, diese pfiffigen Bauern, erwies sich in der Folgezeit. Beim Bläsibauern, dem Altbürgermeister, sah man fürder weder den Oberamtmann, noch den Pfarrer, noch den Doktor mehr ein- und ausgehen. Alle diese Herren, die ihn früher mit ihrem Besuche beehrt hatten, blieben ihm nun ferne, und nur der Mann mit der blauen Kappe hielt fleißig Einkehr, worüber der Bläsibauer aber nicht sonderlich erbaut war.

„Wir verkaufen das ganze Gerümpel,“ sagte er

zu seinen Angehörigen eines Tages, „sonst verkauft das Gericht und wir haben außer der Schande noch den Schaden. Wir verkaufen und gehen mit den paar Mark, die für uns noch herauskommen, nach Amerika. Hier, wo ich als Bauer und Bürgermeister lebte und wirkte, laufe ich nicht als Lump herum. So viel Ehrgefühl hab' ich noch.“

Und wie gesagt, so geschahen. Eines Tages zog der ehemals so gefeierte Bläsibauer und Bürgermeister mit der ganzen Familie über das große Wasser, und das hat das Bürgermeisteramt mit seiner „Ehre“ getan.



Das Kreuz.

(Aus den Erinnerungen eines
Landpfarrers.)

Von Hermine C. Schülinger.

er Postdamm, der von Pützkuhl nach Hörentrup führt, war früher einmal eine bischöfliche StraÙe gewesen, und es sind seinerzeit viel herrschaftliche Kutschen darübergerollt. Heutzutage kann sich einer wundern, wenn er noch einem Karren mit Streu begegnet, denn die StraÙe ist ganz versandet und verödet.

In der Mitte etwa, gerade hinter der großen Sandkuhle, bemerkt man ein altes graues Holzkreuz, das halb in den Kiefern verdeckt steht. Dieses Kreuz hat nun etwas ganz Absonderliches an sich: es wird von einem steilen Dache überragt, aber den Leib Christi sucht man umsonst. An den Querbalken hängen nur zwei abgerissene Hände und unten am Hauptbalken stecken die nageldurchbohrten FüÙe.

Das erstmal, als ich daran vorbeiging, mutete es mich ganz schrecklich an, denn ich war damals noch ein junger, unerfahrener Kaplan und neu in der Gegend und konnte mich nicht in den Menschen-schlag finden. Da erschien mir denn das als ein übles Zeichen; ich schlug ein Kreuz und eilte von dannen.

Dann habe ich lange nachgeforscht, hüben und drüben. Und keiner hat es mir sagen wollen. Nur der alte Klemens Coers, der am Düwelseck wohnt. Der ist nun gerade auch nicht einer von den Zuntlichsten — im Gegenteile! Wenn er jemand von weitem sieht, dreht er sich auf den Hacken um und geht zurück. Zweimal im Jahr ladet er seinen Torf auf und fährt ihn nach Borgdal. Aber dazu nimmt er seinen eigenen Weg. Ein gewöhnlicher Gaul könnte den gar nicht machen. Ich habe ihm einmal geholfen, in die Speichen zu greifen, als die Räder bis über die Achse in einem braunen Schlammloch steckten. Seit der Zeit hält er etwas auf mich.

Von dem also habe ich die Geschichte erfahren. Vor vielen Jahren war auf dem Dörenkamper Hof, der nach der Hörentruper Seite zu steht, eine junge Generation reis zum Heiraten geworden. Der älteste Sohn Engelbert kam auch eines schönen Tages

mit einer Bützkuhlerin, Maria Ohlendorf, auf dem Hofe an. Die war kleiner und zierlicher, als man eigentlich von einem Bützkuhler Schlag erwartet hätte. Sie hatte ein feines Gesicht und einen tiefbraunen Scheitel.

Da wurde ein großes Fest gefeiert und sechs Schweine und drei Kälber geschlachtet. Das Brautbett war mit dem feinsten Linnen überzogen und duftete nach getrocknetem Lavendel und Rosmarin. Die Maria tanzte spät in die Nacht hinein, bis ihr auf den zarten Wangen zwei rote Rosen standen. Die Bützkuhler Verwandten aber taten sich groß und dick. Sie sprachen vom Vieh und von der Roggenfaat, und der hatte Belgier Stuten gezogen und der Oldenburger Schafe. Sie wollten es wohl mit den Dörentkämpern aufnehmen.

Am Morgen fuhren sie mit Peitschengeknall über den Postdamm nach Hause. Wie unterwegs die Pferde sich bäumten, lachten sie alle laut in die Nacht hinein. Die Männer auf dem Bock beugten sich lallend und schreiend nach den Frauen zurück und rissen nur wilder an den Zügeln.

Da war aber der jüngste Dörentkamp. Der hatte die Frau schon vor ihrer Heirat heimlich liebgehabt, Sie mußte jedoch nichts davon, denn er hatte ein schönes Wesen. Auch bekam ja der Engelhardt den Hof und war um so viel stattlicher anzusehen. Wie sie nun mit ihrem Mann auf der Diele tanzte und die Bützkuhler alle rote Köpfe bekamen, schloß er die kleine Hintertüre auf und ging zur Sandkühle am Postdamm. Dort setzte er sich hinein und grub den Kopf in den roten kühlen Sand. Als die Hochzeitsgäste vorbeisauften, schoß es ihm wild ins Blut. Er wäre am liebsten den Pferden in die Zügel gefallen und hätte die Verwandten alle zusammen durchgepeitscht.

Nach einem Jahre genas die Frau eines Knäbleins. Bei der Taufe schlug der Engelbert gewaltig auf den Tisch und tat ein Gelübde, er wolle alles tun, was der Pfarrer an dem Tag von ihm verlangte. Der besann sich auch nicht lange und riet ihm, 30 Taler in die Armentasse zu stiften und auf dem Postdamm zwischen Bützkuhl und Hörentrup ein hölzernes Kreuzifix aufrichten zu lassen, sintermalen es einer frommen Seele einfallen möchte, auf dem weiten, einsamen Weg ein Gebet zu verrichten. Obwohl nun das zweite dem stolzen Vater eine düstere Kundgebung seiner Freude schien, tat er doch, was er geheißener wurde. Ein alter Schreinermeister, der einmal in Münster bei der Restauration einer Kirche geholfen hatte, wurde damit betraut. Er schnitzte das Kreuzifix so schlecht und recht, als er konnte, und als man den Platz ausmaß, kam es gerade über die Sandkühle zu stehen. —

Nun bestand ein Teil des zum Dörentkämpchen Hof gehörigen Landes aus lauter bracher Heide, die weitab vom Hof lag. Der jüngere Dörentkamp beredete sich eines Tages mit seinem Bruder, und sie kamen überein, daß er, der ledige, es urbar machen

und später für sich bebauen sollte. So geschah es, daß er zu den Wildenten auf das Moor hinauszog und forthin wie ein Einsiedler in einer verlassenem Hütte lebte. Er wurde dabei ganz stumm und verschlossen. — Seine Arbeit war sehr mühsam. Der Boden tief und zäh versumpft. Er mußte Gräben ziehen und viel Gestrüpp abbrennen. Die Tagelöhner, die zu ihm hinauskamen, wußten auf dem Hof Wunderdinge von seiner Kraft zu erzählen. Manchmal stand er bis an die Augen im beißenden Qualm. Aber was er wollte, geschah nicht: er wurde nicht Herr seiner selbst.

Als die Wildnis ein wenig anfang, sich zu lichten, zog er sich ordentlich an, um auf den Hof zu gehen, denn er wollte am Sonntag mit zur Kirche nach Hörentrup fahren.

Wie er so mit schweren Gedanken und schweren Tritten den Postdamm herunterkam, sah er schon von weitem jemand vor dem Kreuz knien. Es war seines Bruders Frau, die wohl von Bützkuhl gekommen war und hier eine stille Bitte vortrug. Sie war fast noch schmaler geworden, und



Wie er den Postdamm herunterkam, sah er schon von weitem jemand vor dem Kreuz knien.

ein rührend besorgter Zug lag ihr in den Augen. Später hat er erfahren, daß ihr Kleiner schwer am Fieber darniederlag und sie selbst nach dem Doktor gelaufen war.

Dörentkamp zog sich still in das Gebüsch zurück. Er wollte warten, bis sie fertig war. Doch seine Augen fanden keine Ruhe. Er mußte immer und immer wieder zu ihr hinsehen. Da glaubte er, ein leises Zittern in ihrer Gestalt zu sehen. Sie wollte aufstehen und strich sich das Haar zurück. Das war eine ihrer eigenen Bewegungen, die sie schon als Mädchen an sich gehabt hatte. Es lag etwas Liebliches, Unsicheres darin.

Dörentkamp war mit einem Sprung auf der freien Straße. Es war ganz ähnlich über ihn gekommen, wie damals, als er die Bützkuhler hätte peitschen mögen. Auch war's ihm, als ließe er durch lauter qualmendes rotes Heidefeuer hindurch, so daß er vergeblich nach Atem rang.

Die Frau hatte sich erschrocken umgewandt. Sie wollte etwas Unbefangenes reden, aber sie konnte nicht. Sie muß es ihm angesehen haben, denn sie

war wieder auf die Knie gesunken und hing nun wie ein hilfloses flatterndes Vögelein am Kreuz.

„Weißt du auch, daß du mir gehörst, Maria? Seit allem Anfang schon! Und daß ich gekommen bin, um dich mit aufs Moor zu nehmen, für mich ganz allein?“

Er stieß es heiser hervor, wie einer, der seiner selbst nicht mehr mächtig ist.

Und dann rangen sie miteinander. Ihr Körper spannte die Sehnen aufs äußerste an. Eine tiefe Blässe glitt über ihr Gesicht. Mit den Händen umklammerte sie immer noch den Heiland. Dann schien ihre Kraft nachzulassen.

„Herr Jesus!“

Sie fiel schwer herab in den Sand, aber den Leib des Erlösers hielt sie in den Händen. Er war an den Händen und Füßen abgebrochen.

Dörentamp stand still. Er war plötzlich ganz nüchtern geworden. Und was er tat, war folgendes: er hob die halb bewußtlose Frau wie ein Kind auf den Arm und trug sie mitsamt dem hölzernen Christus auf den Hof. Und dann trat er offen vor seinen Bruder und berichtete alles und verheimlichte nichts. Bis zwölf Uhr nachts sah das Gesinde das Licht auf der Diele brennen.

Am andern Tag jedoch spannte er in aller Frühe an und fuhr den Hörentruper Hügel hinauf ins Land hinein. Er schaute aber nie um, sondern immer nur geradewegs in die Sonne hinein. Er hat dann lange auf fremden



„Nein, Klemens Coers, er lebt noch heute.“

Hof machte er halt und grüßte sie alle. Sie fanden ihn größer und dunkler geworden. Und die Maria kam herein mit dem Jungen an der Hand und sah ihn groß und hell an, denn sie freute sich, daß er doch noch etwas geworden war. Er hat sich dann wieder auf dem Moor angesiedelt und — ist später auch ruhig gestorben.“

„Nein, Klemens Coers, das ist er nicht,“ sagte ich rasch, als der Alte fertig war und in das Feuer schaute, „denn er lebt noch heute, wenn er auch

anders heißt, und ich wette, er sitzt da neben mir auf dem Eichenkloß.“

Da hat der Alte mich gar seltsam angesehen, ist aufgestanden und hat die Tür zu seinem Schlafzimmer aufgemacht. Über seinem Bette hing der Christus ohne Hände und Füße.

Eine Nacht im virginischen Walde.



Aus meinen amerikanischen Erinnerungen.

Von A. Theinert.

Als Anfangs des 17. Jahrhunderts die ersten von England ausgewanderten Puritaner an den Ostgestaden Nordamerikas landeten, jagte dort noch der Indianer den Büffel. Durch die weißen Einwanderer wurde Abwechslung in die Sache gebracht: den Büffel jagten die Indianer nach wie vor, dazu aber jagten die Bleichgesichter jetzt die rothhäutigen Jäger.

Heute sind die einst vollreichen Stämme der Kinder Manitus zu erbärmlichen Nesten zusammengeschmolzen; fast ausgerottet sind die Büffel, deren nach vielen Tausenden zählende Herden noch vor fünfzig Jahren den Boden der Prärien erzittern machten unter ihren Hufen.

Einen eigenartigen Sport hat in den Südstaaten der Union die Sklavenhalterei als Begleiterscheinung gehabt: die Hekjagd auf flüchtig gewordene Neger. Ueber diese Zustände ist indes in Zeitungen und Büchern viel gefabelt und arg übertrieben worden. In den Carolinas, in Tennessee und besonders in Virginien, der Heimat George Washingtons, war das Leben der Sklaven im allgemeinen ein sorgenfreieres, als es heute das Los der meisten freien Neger ist. Auf den großen Plantagen herrschten patriarchalische Verhältnisse, und dort haben die Beziehungen zwischen weißen Grundbesitzern und emanzipierten Schwarzen, ungeschriebenen stillen Uebereinkommen gemäß, sich bis in die Gegenwart hinein nicht wesentlich geändert.

Die Angehörigen beider Rassen hängen an alten Gewohnheiten, und zu diesen zählt der volkstümlichste Sport der virginischen Waldgebiete: die Jagd auf den Waschbär (raccoon) und das dort heimische Beuteltier, das Dpossum. Ruft einem Neger zu: „possum!“ oder „coon!“ und er wird den Mund verziehen in breitem Grinsen, etwa so, wie ein Scotch-Terrier es macht, wenn er das Wort: „Kattel!“ hört.

Der Waschbär ist das edlere Wild: größer, stärker, listiger und hartnäckiger mit den Hunden kämpfend; er hat auch den schöneren Pelz und ist der kühnere Einbrecher und Mörder in Maisfeld und Hühnerstall. Doch dem Neger ist das Dpossum enger ans Herz gewachsen mit seinen Absonderlichkeiten: mit der Tasche,